

Christoph Maria Leder: Die Grenzgänge des Marcus Herz. Beruf, Haltung und Identität eines jüdischen Arztes gegen Ende des 18. Jahrhunderts (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 35). Waxmann: Münster, New York, München, Berlin 2007. 334 S., 24,90 €.

Über den *Arzt* Marcus Herz (1747–1803) ist bislang kaum geforscht worden. Man kennt ihn als Schüler Kants und als Mann von Henriette Herz, die im aufgeklärten Berlin einen literarischen Salon führte. Insofern ist aus medizinhistorischer Sicht eine Münchner volkskundliche Dissertation zu begrüßen, die sich außer mit der Frage nach der jüdischen Identität (wie der Titel vermuten läßt) im Zeitalter der Haskalah auch und vor allem mit der ärztlichen Tätigkeit des bekannten jüdischen Aufklärers und Gelehrten befasst. Leder sieht sich in seinem Vorhaben von einer neueren Richtung in der Volkskunde bestärkt, die sich nicht mehr für die „Volksmedizin“ interessiert, sondern die medikale Kultur erforschen will und damit volkskundliche Gesundheitsforschung betreiben will, wobei der Blick durchaus auch rückwärts gewandt sein kann, wie u. a. die Arbeiten von Eberhard Wolff und andern gezeigt haben.

Erfreulich ist, dass der Verfasser nicht nur gedruckte Quellen heranzieht, sondern auch unveröffentlichte Texte von Marcus Herz in Archiven ausfindig gemacht hat, so z. B. ein Brief von Herz an Leopold Günther von Göckingk. Auch hat er sich in die medizinhistorische Literatur recht gut eingearbeitet, wenngleich einige wichtige Werke, die für die Interpretation des Berufsalltags eines Arztes im ausgehenden 18. Jahrhundert hilfreich gewesen wären, dem Autor offensichtlich nicht bekannt sind, z. B. Michael Stolbergs *Medizingeschichte aus Patientensicht* („homo patiens“, 2003) oder Arbeiten zur Geschichte des Mesmerismus in Preußen. Sloterdijk mag ja als Philosoph heute durchaus etwas zu sagen haben, aber als Referenz für den Einfluss des tierischen Magnetismus auf die Ärzteschaft im Zeitalter der Aufklärung taugt er nicht.

Das erste Kapitel zeigt die „Berufsgeschäfte eines jüdischen Arztes um 1780.“ Dabei stellt sich Frage, was Herz von anderen, nicht-jüdischen Berufskollegen unterscheidet. Dazu gehören sicherlich die erschwerten Studienbedingungen; denn Juden waren damals längst noch nicht an allen deutschen Universitäten als Medizinstudenten zugelassen. Was diese späte Akademisierung für die Ausbildung einer jüdischen Identität bedeutete, hat beispielsweise Monika Richarz in ihrer bis heute unübertroffenen Studie über den Eintritt der Juden in die bürgerlichen Berufe (1974) gezeigt. Leider wurde diese Arbeit vom Autor nicht vergleichend herangezogen. So bleibt der Kontext, in dem die medizinische Karriere von Marcus Herz zu sehen ist, recht blaß. Auch wird nicht die Frage gestellt, inwiefern sich

Herz von anderen jüdischen Kommilitonen, die fast zur gleichen Zeit in Halle oder andernorts Medizin studierten, unterscheidet.

Um die medizinische Praxis, die Herz bereits kurz nach Abschluß seines Studium in Berlin betrieb, zu rekonstruieren, zieht der Verfasser die von Herz veröffentlichten Fallbeschreibungen heran. Um diese in ihrer Bedeutung richtig einschätzen und würdigen zu können, muss man mehr über die Tradition der medizinischen Kasuistik wissen. Leider hat Leder die wenigen medizinhistorischen Arbeiten, die es zu dieser Thematik gibt, nicht herangezogen. Dadurch fehlt auch die Distanz zur Quelle oder das, was man in der Geschichtswissenschaft „Quellenkritik“ nennt. Mangelnde pharmaziehistorische Kenntnisse führen zudem zu Fehleinschätzungen. So ist es auch heute noch üblich, „ganze Tierorganismen für die Heilmittelanwendung“ zu verarbeiten. Andere Details der Krankengeschichte werden dem Leser erst gar nicht erläutert. So muss dieser rätseln was „Stahlbäder“ sind und was mit „Dippelschen Öhl“ gemeint ist. Unter letzterem verstand man ein durch trockene Destillation aus Hirschhorn gewonnenes Öl, das einen „durchdringenden, obgleich nicht unangenehmen Geruch und Geschmack“ (S. Hahnemann, Apothekerlexikon, 1793) hatte. Der Beigeschmack eines Arzneimittels ist ja für die Akzeptanz eines Medikaments durchaus von Bedeutung. Immerhin erfahren wir etwas über die Patienten (soweit sie namentlich bekannt sind), und zwar nicht nur über die prominenten unter ihnen (Moses Mendelssohn, Karl Philipp Moritz, Friedrich Schleiermacher). Auch auf den Ort der Behandlung, üblicherweise die Wohnung des Kranken, wird eingegangen, da dieser Umstand bekanntlich nicht ohne Einfluß auf die Ausgestaltung der Arzt-Patient-Beziehung blieb. Erfreulich ist weiterhin, dass der Verfasser auf Themen wie „Selbstmedikation“ und „Eigensinn“ der Patienten sowie die Rolle der Angehörigen eingeht. Wir erfahren ebenfalls etwas über die Tätigkeit im jüdischen Krankenhaus, soweit sich diese aus den spärlichen Quellen rekonstruieren lässt. Und schließlich darf auch ein kurzes Kapitel über die wenige Freizeit, die der vielbeschäftigte Arzt Marcus Herz hatte, nicht fehlen. Hier werden die Lesegesellschaften und der Doppelsalon, den er zusammen mit seiner Frau führt, erwähnt.

Im zweiten Kapitel geht Leder auf die Berufseinstellung ein und spricht in diesem Zusammenhang von „Haltung“. Vorgestellt wird die Krankheitslehre, die Herz entwickelt hat. Allerdings wird kaum klar, welche Einflüsse dabei wirksam geworden sind. So fehlt z. B. jeglicher Hinweis auf den Brownianismus, der damals überall in Europa in der Therapie *en vogue* war. Immerhin wird Herz' Position zu den wirkmächtigen Lehren von Hoffmann und Stahl herausgearbeitet. Beachtung verdient, was Leder zu Herz' medizinethischen Prinzipien, so z. B. zur Einführung neuer Behandlungsmethoden, schreibt.

Das dritte und letzte Kapitel stellt die Frage nach der jüdischen Identität dieses Arztes, der nach Leder ein „religiöser Grenzgänger“ war, auch wenn er üblicherweise als Prototyp des jüdischen Arztes, der von der Notwendigkeit der Haskalah überzeugt ist, gilt. Verdienstvoll ist in diesem Zusammenhang die sorgfältige Darstellung der Kontroverse, ob Marcus Herz das berühmte „Gebet eines jüdischen Arztes“, das auch Maimonides zugeschrieben wird, verfaßt hat oder nicht. Im Exkurs über das politische Grenzgängertums Herz' stört die unkritische Verwendung des Begriffs „Antisemitismus“, wo eigentlich von der traditionellen Judenfeindschaft, die auch im aufgeklärten Berlin Ende des 18. Jahrhunderts anzutreffen ist, die Rede sein müsste.

Robert Jütte, Stuttgart